

DIE FACKEL

Nr. 63

WIEN, ENDE DECEMBER 1900

II. JAHR

WAHLKAMPF—DÄMMERUNG

I.

(Die Führer der Partei des »braven Bürgers« bei Beratung des Wahlprogramms.)

Der erste Führer: Wir wollen nunmehr die *prinzipiellen Gesichtspunkte* festlegen, nach denen wir im Wahlkampfe vorgehen wollen ...

Der Referent: Wir haben also vor allem die Frage der Kohlenteuerung. Sie ist unschwer zu behandeln. Wir erklären einfach, die Führer der Partei des »armen Teufels« haben auf Rothschilds Befehl die Bergarbeiter in einen Streik hineingehetzt, damit die Kohlen teurer werden. Als sie das erreichten, sind sie mit der Streikkasse abgepascht und haben den Reingewinn aus der Preiserhöhung mit den Grubenbesitzern geteilt. (Zustimmung.)

Der erste Führer: Wie steht's mit der Religion?

Der Referent: Das ist doch ganz einfach. Die Partei des »armen Teufels« kann froh sein, wenn wir ihr nichts anderes vorwerfen, als daß ihre Anhänger die Kirchen schänden, die Priester besudeln und Gott lästern. (Rufe: Zu gemäßigt! Schärfer!)

Der erste Führer: Wir hätten dann noch den Patriotismus zu behandeln.

Der Referent: Hier wird vor der Wählerschaft bloß mit Ruhe und Würde auszuführen sein, daß die Führer der Partei des »armen Teufels« bereit sind, ihr Vaterland gegen jährliche Raten an die meistbietende europäische Macht zu verkaufen. (Rufe: Sehr gut! Sehr schneidig!)

Ein Unterführer (bescheiden): Indem ich glaube, daß das, was der Referent ausgeführt hat, sehr gut, aber viel zu hoch für die Wähler ist, möchte ich mir die höfliche Anfrage erlauben, ob man nicht noch irgend einen unaufgeklärten Mord für das Wahlprogramm verwenden könnte? (Rufe: Geschieht ja ohnehin! Zu abgedroschen! Zieht nicht mehr!)

Der Unterführer (unbeirrt fortfahrend): Die Herren mögen sich nur erinnern, daß uns im Jahre 1897 ein *Messer* sehr gute Dienste geleistet hat, das in einem Wahllokal gefunden wurde und mit dem irgendwer irgendwo gestochen worden sein soll. Der ganze Wahlkampf hat sich zuletzt um dieses Messer gedreht .

Der erste Führer (unterbrechend): Aber meine Herren! Wir haben ja nur die *prinzipiellen Gesichtspunkte* auszuführen, die *großen Ideen* sozusagen, die den Wahlkampf beherrschen sollen! Als solche leitende Gesichtspunkte wurden Ihnen bereits vorgeführt:

1. Vorwurf des Volksverrates, der Bestechlichkeit, des Diebstahls und Raubes gegen die Führer der Partei vom »armen Teufel« ;

2. Beschuldigung der Kirchenschändung, Religionsstörung und Gotteslästerung;

3. Anwurf des Hochverrates, der Majestätsbeleidigung und der Landespreisgebung.

Das genügt uns vorläufig. Wer aus Eigenem, um populärer zu wirken, noch ein paar Delikte hinzufügen will, dem empfehle ich die Lektüre des Strafgesetzes. Er findet dort alles, was er braucht. Nun aber an die Arbeit, damit unsere Ideen endgültig zum Sieg gelangen. (Hochrufe.)

II.

(Die Führer der Partei vom »armen Teufel« bei Beratung des Wahlprogramms.)

Der Referent: Wir wollen also in erster Linie unseren Wählern darlegen, daß die Partei des »braven Bürgers« die armen Wöchnerinnen ihrer letzten Habe beraubt, daß sie Arbeitergreise und Arbeiterkrüppel bestiehlt und beschwindelt, das Volk verdummt die Schulkinder verhungern läßt, die Lehrer zu Sklaven herabwürdigt ... (Rufe: Schärfer! Nicht so hochtrabend!)

Referent (fortfahrend): Wir werfen weiters den Führern vor, sie seien von Rom gekauft, vom Feudaladel bestochen, sie hätten Meineid, Volksverrat im Solde Rothschilds, gemeine Unzucht begangen — — (Rufe: Sehr matt! Opportunist!)

Referent: Endlich bezichtigen wir den ersten Führer und die Beamten des Wahlschwindels, des Wahlrechtsraubes und der Wahlerpressung.

Ein Unterführer (bescheiden): Was ist's denn mit dem Messer?

Referent: Mit welchem Messer?

Unterführer (fortfahrend): Wir hatten doch im Jahre 1897 das Glück, ein Messer zu finden, mit dem irgendwer irgendwo von irgendwem gestochen worden sein soll. Dieses Messer hat uns sehr gute Dienste geleistet. Wir haben es photographiert und das Bild im 'Armen Teufel' gebracht, mit der Überschrift: »Das ist das Messer!« Der ganze Wahlkampf hat sich zuletzt um das Messer gedreht. Wär' es nicht möglich, wieder so was ...

Der erste Führer: Das sind Kleinlichkeiten. Wer ein Messer braucht, der wird es schon zu finden wissen. Hier können wir ja nur die leitenden Ideen präzisieren, die den Wahlkampf beherrschen sollen. Als solche haben wir Ihnen vorgeführt:

1. Vorwurf der Brutalität, des Raubes und des Diebstahls gegen die ganze Partei des »braver Bürgers«;

2. Beschuldigung des Volksverrates, Meineides und Bestechlichkeit, erhoben gegen die Führer;

3. Anwurf von Wahlrechtsraub, Wahlschwindel und Wahlerpressung.

(Fortfahrend): Das ist freilich etwas zahm. Aber wir wollten ja nur die leitenden Gedanken präzisieren. Dem einzelnen Führer muß es überlassen bleiben, unsere Kundgebung in die Sprache des gemeine Lebens zu übersetzen. Und nun an die Arbeit! (Hochrufe.)

III.

Am Wahltage schreiben 'Der brave Bürger' und 'Der arme Teufel' übereinstimmend:

»Der heutige Kampf wird nicht um Kleines geführt, und seine Bedeutung geht weit über den Tag hinaus. *Zwei Weltanschauungen* sind es, die aufeinander prallen. Fragen sind zur Erörterung gekommen, die das *tiefste Interesse des Einzelnen* berühren, und die *zeitgeschichtlichen Ideen* stehen sich in klarer Schärfe gegenüber. Wer den *Fortschritt der Kultur*, den Sieg der *Bildung* und *Sitte* wünscht, wer in der *Achtung* vor der *Meinung* auch des politischen *Gegners* eine wesentliche Bürgschaft für die Gesundung unserer politischen und sozialen Verhältnisse erblickt — der wähle die Kandidaten unserer Partei!«

Tertius gaudens.

* * *

Die christlichsoziale Partei hat uns um manche Hoffnung ärmer gemacht, die ihr mächtiger Aufschwung geweckt hatte. Aber noch ward uns kein betrüblicheres Schauspiel geboten als das der gegenwärtigen Wahlbewegung in der Inneren Stadt. Die Börsenspieler sind wir glücklich losgeworden und sollen uns jetzt die Turfspiele gefallen lassen. Herr Bielohlawek, der einst dem gesunden Abscheu unserer Bevölkerung vor den Wiederkäuern national-ökonomischer Schulweisheit, den unnützen *Buchschreibern*, mutigen Ausdruck lieh, tritt heute für einen *Buchmacher* ein. Und eine Bevölkerung, die endlich im politischen Leben ihren echten Instinkten horchen gelernt hat, soll sich nun mit dem Demokratismus des Herrn Victor Silberer befreunden. Wenn der Herausgeber der 'Allgemeinen Sport—Zeitung' sich seinem Berufe und gesellschaftlichen Verkehr zum Trotz als »Demokrat vom Scheitel bis zur Sohle« fühlt, so mag er wohl seine Gesinnung richtig zu bezeichnen glauben. Denn vielgestaltig wie der Begriff des Volkes ist jener der volksfreundlichen Denkungsart. Auch das Ressentiment des schlecht behandelten Lakaien gegen den Herrenstand ist äußerlich dem Demokratismus ähnlich. Aber stets war noch der Lakai, der unter aristokratischen Herren aristokratisch fühlen gelernt hat, der vornehmere Mensch. Denn vornehm ist jede wahre, aus einem Beruf entspringende Gesinnung. Und da die Wiener endlich die Wahrheit der Gesinnung schätzen zu lernen sich vornahmen, da sie Börsenschwindler nicht mehr mit der Moral, Expensenwucherer nicht mehr mit der heiligen Idee des Rechts und Tantiemenfresser nicht mehr mit der Würde der Kunst prunken lassen wollen: so sollen sie jetzt die Beute eines Demokratismus werden, der seinen psychologischen Wurzeln nach nicht die Denkweise des gesellschaftlich Niederen, sondern eine niedrige Denkweise ist?

* * *

Der Economist beherbergt jetzt seltsame Gäste. An der Stätte, an der sonst der Hausse— und Baisse—Stimmungsmensch Moriz Benedikt vor dem goldenen Kalb den Cancan tanzt und in verzückten Worten bald Geben, bald Nehmen als seliger preist, ward am ersten Tage des Weihnachtsfestes »Platons Staats— und Gesellschaftsideal« gelehrt, und mit ungläubigem Staunen vernahmten die Leser der 'Neuen Freien Presse' die Kunde, wie dem blühenden Erwerbsstaate Athen, dessen Handel die damals bekannte Welt umspannte, ein kühner Denker erstand, dem der Reichtum der Bürger gleich schwer wie ihre Armut das Staatswohl zu gefährden schien. Mit Befriedigung erfuhr man dann freilich, wie schwer Plato geirrt hat, und wie schlecht vor dem liberalen Geist unserer Tage die Denkweise des radikalen Aristokraten von Athen besteht, ausgenommen etwa seine Ansichten über die Emanzipati-

on der Frauen, mit denen sich die Meinungen von anno John Stuart Mill und später noch so ziemlich vereinbaren lassen. Aber man konnte sich trotzdem nicht verhehlen, daß der Economist und Plato, Moriz Benedikt und Theodor Gomperz, der die Geschichte der griechischen Denker schreibt, nichts miteinander gemein haben. Wohl mochten Eingeweihte sich sagen, daß »Kikero, der alte Grieche« — wie Theodor Gomperz von seinem unfreiwillig scherzhaften Schwager, dem Bankier Todesco, genannt zu werden pflegte — trotz seiner Beschäftigung mit englischer und griechischer Philosophie und trotz herkulanischen Studien für Moriz Benedikt immer der Bruder des Max Gomperz, des Präsidenten der Credit—Anstalt, geblieben ist und daß die 'Neue Freie Presse', was nur irgendwie mit der Credit—Anstalt zusammenhängt, im Economisten unterbringen zu müssen wähnt. Aber auch diese Gläubigen wurden irre, da sie des Wunderbaren gedachten, das sich am 8. Dezember dieses Jahres im Economisten ereignet hatte.

Denn Plato, der durch die Credit—Anstalt in den Economisten kam, hat dort bereits einen Vorgänger gehabt, und einen recht merkwürdigen: John Ruskin. »John Ruskin als National—Ökonom«: wie mochte der Mann, der das »Geld *oder* Leben des Straßenräubers« milder fand, als das »Geld *und* Leben des modernen Völkerrechtes«, vor dem Volkswirte der 'Neuen Freien Presse' bestehen? Welches Maß von Spott reichte hin für die Erörterung der Schrollen des Unzeitgemäßen, der dem modernen England die Botschaft brachte, Zweck der Produktion sei die Güte der Arbeit und ihre Triebkraft solle nicht Profitgier, sondern Arbeitsfreude sein? Als John Ruskin vor Jahresfrist starb, hat ein Berufener in der 'Fackel' (Nr. 31) von seinen rechtsphilosophisch—ökonomischen Anschauungen gesprochen und auf den Widerhall hingewiesen, den sie in den Schriften eines österreichischen Denkers, des Geheimen Rates Dr. Emil Steinbach, gefunden haben. Und nun geschieht das Unbegreifliche: nicht Benedikt verhöhnt, sondern Steinbach preist in den Spalten des Economisten den Sozialphilosophen Ruskin. Muß da nicht selbst der vertrauensvollste Leser am Ernste der Gesinnung Benedikts zweifeln, sich sagen, daß einer, der in seinem eigenen Blatte die Grundlagen der Lehre, die er den Lesern verkündet, erschüttern läßt, in der Tätigkeit des Publizisten — um eine Steinbach'sche Antithese anzuwenden — keinen Beruf, sondern einen Erwerb sieht? Steinbach, der glänzende Vertreter einer ethischen Jurisprudenz, die in Theorie und Praxis die schlimmste Feindin der Börsenmoral ist, meint wohl, wenn er sich in die 'Neue Freie Presse' wagt, wie ein Priester der Liebe zu handeln, der am pestverseuchten Ort, unbekümmert um die Ansteckungsgefahr, ihre Worte predigt. Und Benedikt, tolerant aus Grundsatzlosigkeit, nur des Profits eingedenk, der sich aus dem Zulauf der Neugierigen zu dem raren Gaste herausschlagen läßt, öffnet ihm freudig Tür und Tor. Und schließlich handelt doch Benedikt zweckbewußter als Steinbach. Jener mag Geld, dieser wird keine Seelen durch die 'Neue Freie Presse' gewinnen. Denn man darf die Macht der Lehre nicht überschätzen; nur wer sie reinen Herzens vernimmt — und die Anhänger des Economisten haben nicht einmal reine Hände —, gelangt zum rechten Glauben.

* * *

»Merkwürdigerweise hat sich nun auch Emil *Zola* gegen die Amnestie ¹ ausgesprochen. Er veröffentlicht in der 'Aurore' einen offenen Brief an den Präsidenten der Republik, in dem er behauptet, daß die Amnestie Frankreich nicht beruhigen, sondern erst

1 Dreyfus' Amnestie

neue Katastrophen schaffen werde. Er klagt die Regierung an, dadurch, daß sie nach dem Urteil von Rennes nicht den Kassationshof mit der Überprüfung betraut habe, die 'Wahrheit erstickt' zu haben, gleich den Ministerien Meline und Dupuy. Durch die Amnestie würden alle in denselben Sack geworfen: Picquart und Esterhazy, Reinach und Du Paty, er selbst und Mercier. Mit dem Urteil der Weltgeschichte könne sich die Gerechtigkeit nicht begnügen. Das Schreiben schließt: 'Es ist vielleicht noch Zeit. Ich bin ein einfacher Poet, der in einem Winkel bei seinen Büchern arbeitet und seine Mission erfüllt. Nun werde ich schweigen, aber die Hoffnung gebe ich nicht auf, daß ich bald das Licht der Wahrheit werde leuchten sehen'. *Hoffentlich* wird es unter den Republikanern nicht viel Leute geben, die die *ideologischen Verrantheiten* des großen Dichters werden mitmachen wollen. Vielleicht hat Zola mit seiner Erklärung auch nur *seinen Abgang von der politischen Bühne dramatischer gestalten wollen*, da er doch versichert, das letzte Wort in der Affäre gesprochen zu haben. Mit Ausnahme von ein paar 'Affäre'—Spezialisten hat alle Welt die Sache bis zum Ekel satt, und die politische Klugheit gebietet den Franzosen, sie endgültig zu begraben.«

Und wer, glaubt man, schreibt das? — — — Die 'Arbeiter—Zeitung'. Es gab eine Zeit, wo sie, im Vordertreffen der liberalsten Schmöcke für Wahrheit und Gerechtigkeit kämpfend, bereit gewesen wäre, jeden, der dem Dichter Zola ideologische Verrantheiten vorzuwerfen gewagt hätte, als den schändlichsten Reaktionär und Protektor des berühmten Bündnisses von Weihwedel und Säbel zu beschimpfen, wo sie — zur Strafe für solche Vermessenheit — die Meinung des Genossen Liebknecht schlankweg totschiweg. Seit damals hat sich nichts geändert. Liebknecht ist heute zwar wirklich tot geschwiegen, aber Zola redet noch immer, kämpft noch immer für dieselbe Wahrheit und Gerechtigkeit, für die er sein erstes »J' accuse« hinausgerufen hat, und taucht, ein unbeweglicher Hans Styx mit Pathos, von den realen Verhältnissen immer wieder niedergestemmt, immer wieder aus der Versenkung auf. Dies ist jetzt selbst der 'Arbeiter—Zeitung' zu langweilig geworden, und mit dem Eifer des Bekehrten zögert sie nicht einen Augenblick, den unantastbaren Wahrheitskürnder, der sich heute selbst schon mit Reinach vergleicht, einer bewußten Spekulation und Effekthascherei für fähig zu halten.



Der Prozeß gegen den Spar— und Vorschußverein »Vindobona« hat unsere Tagesblätter zu breitausgesponnenen Betrachtungen angeregt. Aber nirgends wurde auf die bedeutsamen Erfahrungen hingewiesen, die auch dieser Prozeß wieder über die Wirksamkeit der plötzlich so moralischen Presse gebracht hat. Stillschweigend ging man darüber hinweg, daß alle die kleinen Leute, die als Zeugen gegen die »Vindobona« auftraten, den Schwindlern nicht ins Garn gelaufen wären, wenn nicht die Tagesblätter in ihrem Inseratenteil willig Raum zum Ausspannen der Netze geboten hätten. Und so hofft man der erstaunten Frage zu wehren, ob denn der Staatsanwalt, der Kauti-

onsschwindler auf die Anklagebank bringt, ohne weiters ihre Mitschuldigen in den Zeitungsadministrationen pardonieren dürfe. Mag man immerhin den Zeitungsleuten die Entschuldigung zubilligen, sie hätten den betrügerischen Charakter der Vindobona—Inserate nicht erkennen *müssen*; es genügt, daß sie ihn *vermuten konnten* und doch die Inserate in das Blatt aufnahmen. Einen Fiakerkutscher, der in schärfstem Trab durch eine belebte Straße fährt und einen Passanten tötet, wird man wegen Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens verurteilen müssen; er konnte vorhersehen, daß er Menschenleben gefährde. Und bei den Lenkern der öffentlichen Meinung, die Tag für Tag zu den schlimmsten und dabei leichtvermutlichen Schädigungen der Leser die Hand bieten, soll nicht der *dolus eventualis* angenommen werden? Der Staatsanwalt aber bleibt solchen Erwägungen gegenüber nicht nur taub; er ist auch stumm. Er hat in einem ungewöhnlichen Zartgefühl nicht einmal die Namen der Blätter genannt, in denen die »Vindobona« inseriert hatte. Oder fürchtete er, durch Nennung der Blätter anderen Schwindlern den Weg zu zeigen, auf dem der sichere Erfolg winkt?

* * *

Gerichtssaal—Berichterstattung

Am 7. Dezember gab der Vorsitzende im »Vindobona«—Prozeß, Ober—Landesgerichtsrat Dr. Freih. v. *Distler*, die folgende Erklärung ab:

»Meine Herren Geschwornen! Bevor ich im Beweisverfahren fortschreite, muß ich eine ernste Mahnung an Sie richten. Sie haben nach unserem Gesetze über den Gang der Verhandlung nur mit Ihren Mitgeschwornen zu sprechen. Unsere Gesetzgebung ist verschieden von der anderer, sehr freisinniger Länder und *gestattet* den Zeitungen eine *Berichterstattung* während des Laufes des Beweisverfahrens. Da Sie selbstverständlich nicht gehindert werden können, Zeitungen zu lesen, müßte die Berichterstattung umso vorsichtiger sein, sich streng auf die Mitteilung von Tatsachen beschränken und sorgfältig vermeiden, eine Kritik dessen zu liefern, was während der Verhandlung vorgekommen ist. Heute ist aber, wie mir zu meinem Erstaunen mitgeteilt wird — ich habe es selbst nicht gelesen, denn um Zeitungen zu lesen, fehlt es mir momentan an Zeit —, in einem Blatte gestanden, daß es dem Angeklagten Rosenbaum *gelingen sei, die Anklage zu widerlegen*. Diese Bemerkung geht über die Berichterstattung hinaus; sie ist ein Urteil. Ich bin überzeugt, daß sie im Eifer der Berichterstattung geschrieben wurde, und daß sicherlich kein böser Wille, keine böse Absicht im Spiele waren. Aber die Tatsache existiert. Es wird gewiß nicht wieder vorkommen. Ein Urteil statt einer Berichterstattung ist aber nicht gestattet, und ich muß Sie bitten, sich in keiner Weise in Ihrem Urteil beeinflussen zu lassen und damit zu warten, bis alle Beweise für und wider den Angeklagten vorgebracht sind.

Die vom Präsidenten vorgebrachte Rüge betraf das 'Neue Wiener Tagblatt', das in seinem Morgenblatte vom 7. Dezember ganz unverblümt geschrieben hatte:

»Rosenbaum verteidigte sich in eindringlicher Weise und die meisten gegen ihn erhobenen Anschuldigungen widerlegend. Die ihn im Vorverfahren belastenden Aussagen des Angeklagten Kloß

und Schrödl wurden gestern von letzterem bedeutend abgeschwächt.«

Von der wohlverdienten Rüge des Präsidenten nahm es in seinem Abendblatte vom 7. Dezember in der folgenden Weise Notiz:

Der Präsident sagte dann zu den Geschwornen: Bevor ich im Beweisverfahren vorwärts schreite, obliegt mir die Pflicht, an Sie, meine Herren Geschwornen, eine wichtige Mahnung zu richten: Halten Sie sich gegenwärtig, daß Sie geschworen haben, während der Verhandlung über deren Gegenstand mit niemandem als mit Ihren Mitgeschwornen Rücksprache zu nehmen. Es kann Ihnen natürlich nicht benommen werden, daß Sie sich über die Vorgänge in dieser langen Verhandlung Einzelurteile bilden. Dieselben dürfen sich jedoch nie bis zu einer öffentlichen Kritik dieser Vorgänge versteigen. Ich muß Sie daran mahnen, um Sie vor ungehörigen Einflüssen zu bewahren, die bei der langen Dauer dieses Prozesses *unvermeidlich* sind. Sie dürfen sich durch Mitteilungen, sobald sie sich zu Kritiken der Verhandlungsergebnisse versteigen, nicht beeinflussen lassen. Ich bitte Sie daher, eingedenk Ihres Schwures, Ihr Urteil von allen *Einflüssen der Außenwelt* unbeeinflusst zu lassen.

Und die Leser des 'Neuen Wiener Tagblatt' faßten diese Erklärung des Präsidenten als eine Rüge für die Geschwornen auf; daß ihr eigenes Blatt die hier gemeinte »Außenwelt« sei, die einen sträflichen Einfluß übe, wurde ihnen weislich verschwiegen.

Das 'Neue Wiener Tagblatt' hat sich am 7., die 'Neue Freie Presse' am 13. Dezember für gerichtlichen Tadel taub gestellt. Hatte aber jenes den Tadel überhört, so wollte diese aus der Verwahrung eines Gerichtsfunktionärs geradezu ein Lob heraushören.

Am 13. Dezember ließ sich nämlich der Zeuge Ober—Landesgerichtsrat Dr. *Trinks* nochmals eigens vorrufen und erklärte:

Die 'Neue Freie Presse' habe in ihrem letzten Abendblatte seine Aussage dahin entstellt, daß er angegeben habe, die Untersuchung gegen Breitkopf sei seinerzeit deshalb eingestellt worden, weil sich seine geistige Unzurechnungsfähigkeit ergab. Diese Aussage habe er keineswegs gemacht und sie entspreche auch nicht der Wahrheit; Zeuge habe bei der Verabschiedung Breitkopfs nur geäußert, ein anderesmal würde dem Breitkopf auch die Simulation des Irrsinns nicht mehr nützen.

Von dieser eindringlichen Verwahrung nahm die 'Neue Freie Presse' in ihrem Abendblatte vom 13. Dezember in der folgenden Weise Notiz:

Zu Beginn der Verhandlung ersuchte Herr Ober—Landesgerichtsrat Dr. *Trinks* um das Wort, wozu er durch den Bericht des gestrigen Abendblattes der 'Neuen Freien Presse' veranlaßt sei, in welchem *übrigens* seine Aussage *vollständig erschöpfend und sachgemäß wiedergegeben* sei. Die Folgerung aus seiner Aussage, daß die Einstellung der früheren Untersuchung wegen einer Geisteskrankheit Breitkopfs erfolgt sei, beruhe jedoch auf einem Mißverständnis.

Es ist also klar: Ober—Landesgerichtsrat Doktor *Trinks* hat sich eigens zu dem Zwecke nochmals als Zeuge rufen lassen, um der 'Neuen Freien Presse' ein Kompliment für ihre Berichterstattung zu machen. So gelegentlich hat er ein kleines Mißverständnis sich zu konstatieren erlaubt, aber die Hauptsa-

che war ihm doch, die »vollständig erschöpfende und sachgemäße Wiedergabe seiner Aussage« anzuerkennen. Von einer so vortrefflichen, extra belobten Berichterstattung dürfen sich sogar die Geschwornen beeinflussen lassen ...

Eines muß »übrigens« noch bemerkt werden: In beiden Fällen war die Berichterstattung in der Tat musterhaft. Über die Blamage des 'Neuen Wiener Tagblatt' hat nämlich die 'Neue Freie Presse' und über die Blamage der 'Neuen Freien Presse' das 'Neue Wiener Tagblatt' vollständig erschöpfend und sachgemäß berichtet.

* * *

An der technischen Hochschule ist nunmehr seit zwei Jahren die Kanzel für theoretische Maschinenlehre unbesetzt. Während an anderen Hochschulen und außerhalb Österreichs die Gewohnheit herrscht, wichtige Lehrkanzeln sofort nach dem Ableben des Lehrers mit eminenten oder doch möglichst würdigen Kräften zu besetzen, während anderwärts fieberhafte Anstrengungen gemacht werden, um entsprechende Talente heranzuziehen, und Geld und Versprechungen nicht gescheut werden, herrscht an unserer, der ersten technischen Hochschule Österreichs Totenstille. Seit zwei Jahren versieht ein obskurer Konstrukteur die Lehr- und Prüfungsdienste, von einer Besetzung der Kanzel verlautet nichts.

Warum wohl?

Die Fachschule des Maschinenbaues steht unter der patriarchalischen Leitung des Herrn Hofrates *Hauffe*, Ritters von, Präses der Staatsprüfungen, Herrenhausmitgliedes etc. etc., also eines, wie man sieht, ausgezeichneten Fachmannes. Man sieht es freilich erst bei Betrachtung seiner Visitenkarte oder seiner Adresse im Lehmann. Läßt man aber den Blick nach sogenannten Leistungen umherschweifen, so sieht man nichts — gar nichts. Von einer Erfindung oder Schrift ist keine Rede, aber selbst nicht einmal ein Bau, die Einrichtung einer Fabrik zeigt sich auf dem engen Horizonte.

Warum also diese Ehrungen, die stetig und sicher auf dies gewaltige Haupt herabträufeln? Fama hat den Grund erkannt. Professor *Hauffe* ist Gemahl der Tochter des Schloßhauptmannes von Laxenburg, und so kommt es, daß ein Herr, der das ganze Jahr die Zeichensäle nie betritt, dafür aber seine Hörer durch inhaltslose Vorträge auf das gründlichste langweilt, die erste Stelle der maschinenbaulichen Fachschule innehat, während sich der wirklich tüchtige und durch seine Leistungen und Schriften auch im Ausland bekannte *Radinger* mit der zweiten Flöte begnügen muß.

Wie aber hängt dies alles mit der unbesetzten Kanzel zusammen? Auf die einfachste Weise von der Welt. Das Protektionskind *Hauffe* protegirt nämlich selbst. Den Anfragen des Ministeriums, ob ein passender Bewerber, ein würdiger Lehrer für die leergewordene Kanzel vorhanden sei, setzt er stets Ausflüchte aller Art entgegen, denn er will, daß diese Stelle — seinem Konstrukteur zugewendet werde. Während in Karlsruhe ein Grashof, in Berlin und München die tüchtigsten Männer für diese für den Maschinenbau außerordentlich wichtige Lehrkanzeln ausersehen wurden, läßt man in Wien die Stelle seit zwei Jahren unbesetzt, um sie endlich einem jungen Mann ohne Praxis und ohne Verdienste verleihen zu können.

Mein Gewährsmann hofft, es werde durch rechtzeitige Bekanntgabe dieses beschämenden Faktums gelingen, dem erbärmlichen Treiben ein Ende zu machen. Ich kann diese Zuversicht nicht teilen. Unser Unterrichtsminister ist ein so fanatischer Gönner aller Mittelmäßigkeiten, daß es nie möglich sein wird, ihm auszureden, die erste technische Hochschule Österreichs könne nur

unter der Ägide der Herren Hauffe und Perger gedeihen. Herr v. Hartel versteht vom Maschinenbau fast so wenig wie Herr v. Hauffe, und so mag es zu erklären sein, daß ihm, der überdies jetzt so sehr mit der Sorge für die moderne Kunst belastet ist, die Verwaltung technischer Fächer belanglos erscheint. Vielleicht beneidet er auch Herrn v. Hauffe um seine gesellschaftliche Beliebtheit. In Bankiersalons selbstverfertigte Couplets zum besten geben und sich selbst dazu auf dem Klavier mit einem Finger begleiten: das sind Fähigkeiten, die nicht jedem Maschinenbauer gegeben sind und bei allem Respekt vor der Vielseitigkeit des Herrn v. Hartel — auch nicht jedem Unterrichtsminister ... Um aber das Bild des Herrn v. Hauffe vollständig zu machen, sei noch erwähnt, daß er, während sein Kollege Radinger über wichtige Fragen entscheidet, beständig selbst konstruiert und konsultiert wird, in seinen prächtig eingerichteten Vorstandszimmern sitzt und Zigarren raucht, und daß er gelegentlich der feierlichen Vorstellung der Staatsprüfungs—Kandidaten regelmäßig einen ergötzlichen Ausspruch von sich gibt. Nach einigen Gemeinplätzen über Prüfungen im allgemeinen und die zweite Staatsprüfung im besondern pflegt er zu bemerken: »Ich persönlich bin prinzipiell gegen jede Prüfung, da diese gar nichts über das Wissen der Hörer entscheidet. Ich habe dieser Meinung auch gelegentlich der Enquete bei Sr. Exzellenz dem Herrn Minister Ausdruck gegeben, aber die *anderen* Herren waren gegen mich und für die Prüfungen.« »Herr Prof. v. Hauffe gegen die Prüfungen, dieser typische österreichische Hofrat als Pionier neuer, moderner Gedanken! Ich wünschte nur«, schließt mein Gewährsmann, »die Entschuldigungen zu hören, die er bei Sr. Exzellenz vorbringen dürfte, wenn Sie diese Zeilen veröffentlichten.«

*

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Sehr geehrter Herr! Im vorigen Winter brachten Sie einen treffenden Artikel über die Fähigkeiten einiger an der technischen Hochschule in Wien Hauptfächer dozierenden Lehrkräfte. Vielleicht ist es für Sie von Interesse, jetzt auch einiges von den *lokalen* Zuständen an unserer technischen Hochschule zu erfahren. Zur Langeweile hat sich nämlich Lebensgefahr gesellt. Man ist an unserer Hochschule seines Lebens nicht mehr sicher. Heute Nacht (14.—15. Dezember) stürzte nämlich der Plafond des Hörsaales Nr. 10, eines der größten und meist frequentierten, ein. Kaum sieben Stunden früher war der Saal von Studenten bis auf das letzte Plätzchen gefüllt. Die Tatsache an sich ist ein Skandal, doch ich will darüber keine Worte verlieren und nur dem Einwurf begegnen, man hätte — im Falle der Anwesenheit von Menschen — früher ein Ächzen und Krachen des einstürzenden Plafonds hören müssen, und so wäre noch eine rechtzeitige Flucht möglich gewesen. Bei sämtlichen Hörsälen der technischen Hochschule gehen die Türen nach innen auf, und unter solchen Umständen würde rasches Hinausdrängen die Gefahr einer Panik bedeuten. Sogar der erst vor zwei Jahren neu errichtete Hörsaal Nr. 18, der größte, amphitheatralisch gebaute, für 350 und mehr Hörer berechnete Saal, besitzt nur zwei kleine, schmale Gänge zum Entleeren der Bänke und oben zwei schmale Türen, die, nach Innen zu sich öffnend, nur einer Person Raum zum Passieren geben. — Doch wenn man an der heutigen Unglücksstelle die herabgefallenen Traversen besieht, merkt man, daß nur die eine in der Mitte gebrochen ist, die anderen aber unversehrt herabgestürzt sind. Das deutet

darauf hin, daß nicht vielleicht bloß ein Morschwerden der Traversen an dem Unfälle schuld sei, sondern daß sie *von vornherein* zu kurz waren, an den Enden schlecht auflagen und, überdies morsch geworden, schließlich herabglitten. Und das geschieht in einem Lokale, in dem kurz vorher über »Baumechanik« doziert wurde ...

In einem der Hörsäle der technischen Hochschule hängt seit Neuestem eine große Tafel mit der Aufschrift: »Achtung vor Dieben!«; kurz vorher wurden daselbst Winterröcke gestohlen. Vielleicht könnte man auch in jedem Hörsaal eine Tafel anbringen: »Achtung! Gefahr! Beim Einstürzen des Plafonds haben sich die Herren Studierenden, falls es überhaupt noch möglich ist, schnellstens bei den Türen hinaus zu begeben.« — Wenn dies aber nicht geschieht, sollte man wenigstens Unfallversicherungen, vielleicht zum Preise von 2 K, in der Rektoratskanzlei erhalten, damit die Hinterbliebenen derer, die während einer Vorlesung der Herren Perger oder Hauffe nicht an Langeweile sterben durften, sondern bei der Erfüllung ihres Berufes den Heldentod fanden, etwas davon haben. Vielleicht erachten Sie, sehr geehrter Herr, diese schmachlichen Tatsachen der Bekanntgabe würdig.

Ein Hörer der techn. Hochschule.



Jokai Mor als Versicherungsagent

Seine Vielseitigkeit ist es, die den großen ungarischen Nationaldichter zum Liebling der cis— und transleithanischen Schmockpresse gemacht hat. Aber diese Presse führt uns den Unverwüstlichen immer nur als glühenden Poeten vor, dem sein reichbewegtes Innenleben noch in späten Jahren Lebensfreude und einen Liebesfrühling beschert hat. Jokai, der zärtliche Ehemann: so heißt das Thema, das seit Jahr und Tag mit einer von dem Betroffenen besonders geschätzten Indiskretion in den Spalten unserer Zeitungen abgewandelt wird. Und die Organe, die mit Vorliebe die Interessen unseres auswärtigen Amtes, also die der ungarischen Reichshälfte, vertreten, sind besonders eifrig im Schüren der Liebesgluten des Dichtergreises Jokai. Seine Johannistriebe sind sozusagen offiziös und erfreuen sich der besonderen Pflege durch die Herren Doczi und Falk, durch die Politiker der 'Neuen Freien Presse' und des 'Pester Lloyd'; denn es handelt sich im Grunde darum, uns Österreichern die Kostbarkeiten der ungarischen Nation näherzubringen. Und wenn Herr Jokai nach irgendeinem Ereignisse — sei es der Tod der Kaiserin von Österreich oder das Regierungsjubiläum des Kaisers — in »diesseitigen« Blättern das Wort ergriffen hat, so wird uns schleunigst aus der jenseitigen Reichshälfte herübertelegraphiert oder »geblasen«, daß der Dichter doch noch nicht so ganz senil sei und eben wiederum sein junges Liebesglück voll und ganz empfunden habe. Das kehrt so in regelmäßigen Intervallen wieder. Und als kürzlich gar die Gräfin Lonyay sich mit Jokai über prinzipielle Herzensfragen auseinandersetzte, war des beifälligen Rauschens im liberalen Blätterwalde kein Ende. Nur eine, von den Zeitungsleuten vielleicht am meis-

ten geschätzte Seite des Poeten wird vor unseren neugierigen Blicken grundsätzlich verhüllt: Jokai Mor als Versicherungsagent. Ich habe keinen Beruf zum Verhüllen, und so verrate ich denn, daß Herr Jokai zwischen der Poesie und dem jungen Liebesglück noch reichlich Zeit zum Akquirieren von Versicherungskunden findet. Der feurige Nationaldichter ist auch Direktionsrat der Assicurazioni Generali, und in dieser Eigenschaft hat er vor einiger Zeit — in Zehntausenden von Exemplaren — das nachstehende glühende Zirkular an seine Leser versendet:

Sehr geehrter Herr!

Den Ansprüchen der neueren Zeit entsprechend, hat meine Gesellschaft die Versicherung gegen Einbruch und Diebstahl in ihren Wirkungskreis aufgenommen.

Durch eine derartige Versicherung kann jeder sein Vermögen gegen böse Absichten am erfolgreichsten schützen, und so ist sie besonders empfehlenswert sowohl für Private als für Gesellschaften und Unternehmen.

Behufs Abschlusses einer Versicherung kann ich Ihnen meine des besten Rufes sich erfreuende Gesellschaft aufrichtigst empfehlen.

Hochachtungsvoll

Dr. Maurus Jokai

als Direktions—Rat

der Triester allgem. Versicherungs—Gesellschaft
(Assicurazioni Generali).

Das Zirkular war in ungarischer und deutscher Sprache abgefaßt, und jedes Exemplar wurde, wiewohl es in Steinschrift gedruckt war, mit einer Portion Streusand dem Adressaten ins Haus geschickt. Es sollte der Eindruck eines Autogramms von ihm, Maurus Jokai, dem Dichter und Herzenseinbrecher, erweckt werden ...

* * *

Nach Tagen der Dürre, da alles nach einem Tropfen Reklame lechzte und die Kulissenmenschheit an den leeren Kunstrubriken der Tagesblätter zu verschmachten schien, haben endlich die Zeitungsgötter erquickenden Notizenregen gespendet. Vorbei die Zeiten, wo »ein Hofschauspieler« für »einen andern Hofschauspieler« einspringen und »eine Hofschauspielerin« wegen Unpäßlichkeit absagen mußte. Jetzt ist es wieder Herr *Sonnenthal*, der zum erstenmal nach seinem Urlaube als »Nathan« auftritt und den »rauschenden« Beifall vergangener Tage erntet, und jede Hofschauspielerin kann mit Genugtuung wieder ihre spezielle Unpäßlichkeit bestätigt finden, zu deren Ausübung sie sich so lange eines schmähhlichen Inkognito bedienen mußte. Die Götter zürnen nicht mehr, ihre Rache ist befriedigt, und der nächste Concor-diaball wird glänzend besucht sein.

Ist beim Versöhnungsfeste feierlich geopfert worden? Etwa die Würde und Reputation des Schauspielerstandes? Man munkelt dies und das. Würde und Reputation zu verteidigen, hatten sie, die in einer Zeitung beschimpft waren, den Ball der allzeit solidarischen Schmöcke zu besuchen mit Recht verweigert. Jetzt, heißt es, wären sie zu Kreuze gekrochen, hätten selbst die Hand zur Versöhnung geboten, ein devotes Schreiben an die »Concordia« gerichtet, die, des langen Haders müde und des Kulissenklatsches selbst bedürftig, ihrerseits wiederum ein »Aufklärungs«—Schreiben erlassen habe usw. Das Ganze aber sei von den Herren Siegfried Löwy und Steinbach, die ihre

Stellung am Biertische des Burgtheaters im »Löwenbräu« gefährdet sahen, »arrangiert« worden. Wenn's wahr ist, so ist es traurig und gibt den Pessimisten Recht, die da meinen, dem in Unfreiheit glücklichen fünften Stande sei nicht zu helfen. Wenn's nicht wahr ist, erwarte ich eine Berichtigung und werde sie mit freudiger Genugtuung zum Abdrucke bringen. Wie ich mir aber dann die Reklamen, die seit einiger Zeit wieder aus den Theaterrubriken quillen, erklären werde, weiß ich heute noch nicht. Irgendwie und irgendwann wurde irgendetwas geopfert. Und es dünkt mich nicht unglaublich, daß sich die »Rache des Ballkomitees« in ein Siegesbewußtsein der das Notizenglück spendenden Mächte verwandelt hat.

* * *

Ich erhalte die folgende merkwürdige Zuschrift:

Geehrte Redaktion!

Erlaube mir die Mitteilung zu machen, daß ich meinen abgelaufenen Vertrag mit der Firma Schalek wieder erneuert habe und dieselbe angewiesen habe, sich sofort mit allen von ihr bisher gestrichenen Wochenblättern in Verbindung zu setzen und schon ab 1. Jänner 1901 wieder unsere Annonce aufzugeben.

Hochachtungsvoll

Wien, 26. Dezember 1900. Die Direktion des Wiener

Colosseums

Es ist mir nicht ganz klar, warum die Direktion des Wiener Colosseums auch der Redaktion der 'Fackel' ein Exemplar des hektographierten Zirkulars zukommen ließ. Ich kann doch nicht annehmen, daß es ihr darum zu tun ist, den redaktionellen Teil der 'Fackel' zu bereichern. Ihr ist lediglich an der Bereicherung der Administration einer Zeitung gelegen, und sie hat freilich das richtige Gefühl, daß sie bei Wiener Blättern am besten fährt, wenn sie den geistigen Leiter von dem mit der Administration abzuschließenden Geschäfte verständigt, wenn sie das Geschäft dem Redakteur direkt anträgt. Auch bei der 'Fackel' hat sich dieser kürzere Weg bewährt. Würde die Direktion des Colosseums der *Administration* der 'Fackel' ein Inserat zukommen lassen, so wäre das Verfahren immerhin ein umständliches. Das Inserat würde mir vorgelegt, sodann von mir abgelehnt und dann erst der Aufgeber des Inserats durch die Administration von meiner Abneigung gegen geschäftliche Transaktionen mit Varietés verständigt werden. So aber bin ich in der Lage, selbst zu antworten und prinzipiell wieder einmal meinen Standpunkt in der Annoncenfrage zu betonen: Ich halte es für unanständig, für Geld zu inserieren, was einer redaktionellen Besprechung vorbehalten sein muß oder vorbehalten sein könnte. Somit sind z. B. Ankündigungen von Aktiengesellschaften oder von Theater—, Konzert— und Varietéleitungen ein für allemal aus dem Annoncenteile der 'Fackel' verbannt. Die Direktion des Colosseums kann es sich also ersparen, ab 1. Jänner 1901 die Firma Schalek anzuweisen, sich mit mir in »Verbindung« zu setzen. Aus der Zuschrift des Colosseums ist aber — und *darum* habe ich sie abgedruckt — noch manches andere für die Öffentlichkeit Interessante zu entnehmen. Zunächst also: In Wien werden die *Redaktionen* verständigt, wenn ein Tingl—Tangl seinen Vertrag mit einem Annoncenbüro erneuert hat. Sodann: Die Wochenblätter waren bisher ganz oder teilweise von der Firma Schalek »gestrichen«, und die Direktion des Colosseums beehlt sich, diesen für die Freiheit der Wiener Meinungsäußerung empfindlichsten Zensurstrich wieder aufzuheben. Was mag da vorgefallen sein? Der Eifer

sieht verdächtig dem Friedensbedürfnis des vom Kampfe Ermatteten ähnlich, und das Schreiben klingt beinahe rührend, wie die Ankündigung der Entschädigungssumme, deren Leistung der brutale Sieger als Friedensbedingung aufgestellt hat. Wie müssen diese »Wochenblätter« im Gebiete des armen Colosseums gehaust haben, als der Vertrag mit Schalek noch nicht erneuert war! ...

* * *

An die Adresse der Herren Heuberger, Kauders usw.

»Der selbstschaffende Künstler gerät beim Kritisieren nur zu oft in eine Verlegenheit, die uns andere nicht behelligt. Wird der Komponist einer erfolgreichen Oper oder Symphonie einen ganz aufrichtigen Lobredner in einem Kollegen finden, von dem tags zuvor eine Oper oder Symphonie durchgefallen ist? Oder hat ein mittelmäßiger Komponist unbarmherzigen Tadel zu fürchten von seinem kritisierenden Kollegen? Die Pariser Kritiker haben, so weit meine Kenntnis reicht, fast immer die echt französische Tugend der Höflichkeit als oberste Pflicht empfunden. Damit machen sie sich das Kritisieren leicht und angenehm — auch leicht und angenehm dem Kritisierten. Es ist dies weniger persönliche Milde, als nationales Gewohnheitsrecht. Hector Berlioz, der Mann mit der Tendenz und dem Charakterkopf eines Revolutionärs, hat als ständiger Kritiker des des 'Journal des Débats' Kompositionen, die ihm doch persönlich langweilig oder widerwärtig waren, erstaunlich milde besprochen. 'Glauben Sie kein Wort von dem, was ich Lobendes über die neue Oper des N. N. Geschrieben!' beschwört er seinen Freund H. Ferrand. Die Schönfärberei galt — wenigstens bis vor kurzem — als eine nationale Institution der Pariser Musikkritik. 'Wie konnten Sie', fragte ich einst einen berühmten Pariser Kritiker, so liebenswürdig über die gestrige elende Leistung des Tenoristen N. N. schreiben?' — 'Mais, il n'était pas tout—à—fait sans mérite', lautete die Antwort. — 'Aber was werden Sie tun, wenn er nächstens noch abscheulicher singt und spielt?' — 'Alors, on se tait,' lautete die Antwort ¹. Dieses 'Dann schweigt man' war die letzte Ausflucht — liebenswürdig, aber nicht unbedenklich. In neuester Zeit scheint sich Paris doch allmählich von dieser nationalen Schmeichel— und Heuchelkritik zu emanzipieren, und ich konnte in meinem Bericht über die Wiener Orchesterkonzerte der Herren d'Olonne und Anderer mit großer Genugtuung die sehr ungeschminkten Urteile zweier Pariser Kritiker ersten Ranges, A. Pouget und O. Fouqué, über ihre jungen Landsleute zitieren. Das sind freilich Kritiker, die nicht selbst komponieren. Wie aber sollen sich z. B. die Herren E. Reyer, Bruneau, Juncieres heraushelfen in ihren Besprechungen der distonierenden Sängerin A. oder des stimmlosen Tenors B., welche eben die Hauptpartien in einer neuen Oper von Reyer, Bruneau oder Juncieres studieren? *Sie darf man doch um Himmelswillen nicht reizen!*«

Also schrieb (am 5. September) — Eduard Hanslick in der 'Neuen Freien Presse'. Sein Redaktionskollege Heuberger war in jenen Tagen mit einer

¹ 'Aber er war nicht völlig ohne Verdienst', — 'Aber was werden Sie tun, wenn er nächstens noch abscheulicher singt und spielt?' — 'Dann schweigt man.'

Komposition beschäftigt; sonst hätte er die Kritik, deren einleitende Worte ich zitiert habe — Besprechung eines Buches von Saint—Saëns —, vielleicht selbst geschrieben. Herr Hanslick wird wohl nichts dagegen haben, wenn ich seine Wahrworte auch auf die produzierenden Kollegen von der dramatischen Abteilung beziehe. Nur auf Herrn Bahr scheinen sie nicht ganz zuzutreffen. Er ist ein »selbstschaffender Künstler«, gerät aber beim Kritisieren nie »in eine Verlegenheit«. Vielmehr hat er das Theater, auf dem er seine Stücke aufführen läßt, jederzeit mit solcher Beherztheit gelobt, daß kein Leser auch nur einen Moment die Empfindung hatte, er geniere sich ...

* * *

Die Goethe—Beleidigung

Herr Wittmann erzählt, Napoleon habe zu Goethe gesagt: »Vous—êtes un homme.« Der Zettelkasten des Herrn Wittmann ist in Verwirrung geraten. Eingeweihte versichern, daß Napoleon bloß »Voilà un homme! ¹« gesagt, und daß er diese Worte überhaupt gar nicht zu Goethe selbst gesagt hat. — Die 'Arbeiter—Zeitung' hat Goethe aus den Fängen der Wiener Freisinnigen gerettet, indem sie ihn ausschließlich für das Verständnis des Proletariats in Anspruch nahm, das ja gegenüber dieser »verfaulten Bourgeoisie« sich noch den Sinn für die Erfassung der wichtigsten Kulturaufgaben bewahrt hat. Und wenn die Leute auch zur Zeit noch nicht *ganz* reif sind, so werden sie doch allmählich an Habakuk, an der Beschimpfung jedes nicht unbedingten Parteigängers und an dem Anblick der täglichen Abschlachtung eines »Schweinepfaffen« zu Goethe erzogen werden. Warum die 'Neue Freie Presse' bei der Goethe—Enthüllung gleich nach dem Beteiligten die Concordia—Repräsentanz: Spiegl, Ehrlich und Sternberg, dann erst den Fürsten Max Egon Fürstenberg, dann den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften usw. genannt hat? Warum sie bei der Enthüllung des Gutenberg—Monumentes den Präsidenten der »Concordia« fast an letzter Stelle nannte? Beim Gutenberg war Spiegl von zwei Redakteuren des 'Neuen Wiener Tagblatt' flankiert; zur Strafe dafür konnte er — seine beiden Begleiter wurden natürlich überhaupt nicht angeführt — nicht neben Gutenberg stehen, nachdem er, von zwei Leuten der 'Neuen Freien Presse' flankiert, das Glück genossen hatte, gleich neben Goethe zu stehen. — Die Antwort des Kaisers auf die Festrede des Herrn Bezecny war von Herrn Hartel verfaßt.

* * *

Unsere Kunstkritiker können häufig nicht schreiben, öfter: nicht urteilen, am öftesten: nicht sehen. Und es gibt unter ihnen solche, denen es gelungen ist, den dreifachen Mangel allmählich zur Eigenart auszugestalten. So steht heute Herr Hevesi — das Schreiben hat er am schnellsten verlernt — als eine ausgeprägte Individualität da, die am klarsten an der Kritik der Werke unserer Sezession in Erscheinung tritt. In seine Fußstapfen trat nicht ohne Glück Herr Servaes, bei dem aber die Fähigkeit des Nichtsehens am stärksten entwickelt ist. Schon in den ersten Zeiten seiner Wiener Wirksamkeit konnte Herr Servaes nicht sehen, und er hat sich damals durch die Verwechslung einer Schneelandschaft mit einer Wüste als Kunstkritiker einen Namen gemacht. Seither verwechselt er häufig und mit immer wachsendem Erfolge, und neulich hat er es soweit gebracht, einen Sessel für eine Drucker-

1 "Sie sind ein Mann." — "Dies ist ein Mann!"

presse anzusehen. Er beschrieb das Gutenberg—Denkmal in der 'Neuen Freien Presse' vom 18. Dezember und versicherte, die Linke Gutenbergs ruhe »auf dem neben ihm stehenden Objekt seiner Erfindung, *der Druckerpresse*«. Ursprünglich war vom Bildhauer in der Tat eine Druckerpresse in Aussicht genommen. Herr Servaes hatte dies in einer Beschreibung des ursprünglichen Entwurfes gelesen, und als er anlässlich der feierlichen Enthüllung als Kunstkritiker vor das fertige Denkmal trat, sah er, wo die Augen aller anderen Beschauer klar und deutlich einen Sessel wahrnahmen, noch immer die Druckerpresse. Herr Servaes war eben besonders gut disponiert. Ich würde ihn, bedauernd, ein optisches Opfer der Sezession nennen, wenn ich nicht in dieser seltenen Fähigkeit, rasch zu verwechseln und ohne jede Vorbereitung sofort das Richtige zu verfehlen, eine höhere Kunstfertigkeit anerkennen müßte. Ich bin jetzt überzeugt, daß Herr Servaes, im Gegensatze zu Hamlet, *auch* wenn der Wind südlich ist, einen Kirchturm von einem Leuchtpfahl nicht unterscheiden kann

* * *

Die Tagespresse hat der Wiener Öffentlichkeit, unter den Weihnachtsbaum besondere Überraschungen gebreitet: Sie war nämlich in ihren Festnummern noch dümmere und widerwärtiger als sonst.

Das 'Neue Wiener Tagblatt' liebt es vor allen anderen, bei feierlichen Gelegenheiten sich im vordern Teile mit fremden Federn zu schmücken (der Hinterteil bleibt sich immer gleich). Am Weihnachtstage kam es seinen Lesern mit einem sonderbaren Gemisch. Vorne: Friede den Menschen auf Erden — rückwärts: Absteigquartiere, damit es ihnen wohlergehe. Aber der Vorderteil trug auch an sich das Gepräge wohlberechneter Abwechslung: Eduard Sueß, Ferdinand Saar, Mark Twain, Bret Harte usw. Den kürzesten Beitrag hatte Mark Twain geliefert: eine Absage, die Herr Wilhelm Singer, um doch den Lesern etwas zu bieten, im Feuilletonverteil veröffentlichte. Singer wollte zeigen, daß Mark Twain, der während seines Wiener Aufenthaltes von der 'Neuen Freien Presse' förmlich in Pacht genommen war, auch für ihn zu haben sei; er wollte, da Loubet, Deschanel usw. bereits ausgeschrotet waren, seinen Lesern einmal englisch oder gar amerikanisch kommen, und so lud er Herrn Mark Twain ein, etwas für die Weihnachtsnummer beizutragen. Der große Humorist aber sandte statt eines Artikels einen »Weihnachtsgruß« nach Wien, dessen kurzer Inhalt also lautete:

»Glück und Wohlergehen allen meinen Freunden im ganzen Kaiserreich. Dasselbe wünsche ich meinen Feinden — am Weihnachtstag, *aber nicht einen Tag länger.*«

Den Liebhabern jüdischer Anekdoten wird dieser Geistesblitz des amerikanischen Humoristen, der — wie man jetzt erkennt, nicht mit Unrecht — ursprünglich Samuel Longhorne geheißten hat, einigermaßen bekannt vorkommen; er erinnert auffällig an den frömmsten Wunsch der Bewohner des Schottenring: »Hundert Jahr' sollen Sie alt werden, aber gleich!« Bleibt nur zu untersuchen, ob Mark Twain schon durch den längeren Verkehr mit der 'Neuen Freien Presse' auf diesen Ton gestimmt wurde oder ob ihm erst das Einladungsschreiben des Herrn Singer die entsprechende Inspiration gebracht hat.

Das 'Extrablatt' — die schlecht illustrierte Hacke — gab vor, 130.000 Exemplare von der Weihnachtsnummer auf den schwer betroffenen Markt geworfen zu haben. Ein Füllhorn Julius Löwy'schen Volkshumors ward wieder einmal auf die ahnungslosen Familien unserer Einspännerkutscher und Was-

serer ausgeleert. Diesmal gab's aber auch eine Separatbeilage: *nur* für Kinder! Hier war der rührenden und belehrenden Erzählungen kein Ende. Aber wenn das Kind schließlich umblättert, gewährte es den reich illustrierten Prospekt des »Wiener Ballhauses«, worin die Herrlichkeiten dieser Stätte nächtlicher Freuden in hohen Tönen gepriesen waren.

Die 'Neue Freie Presse': Ein vom Geiste Wippchens diktiert Leitartikel, in dem der Börsenwöchner die baldige Wiedergeburt des Liberalismus weihevoll ankündigt. Ein festlicher Staberl, mit einem bis zum Schwachsinn geschärften Erinnerungsvermögen. Ein echter st—g, an dem man erst seine Freude hatte, wenn man ihn zeilenweise zerlegte und den schönen Satz festhielt: »Ein besonders schönes Exemplar ... ist ein heiterer, ein lustiger Wurstel ... Ein Patent hat sich *sein* glücklicher Erfinder auf *ihn* genommen. Er ist *dessen* Lieblingswurstel, er ist ihm, wie *jener* erklärt, ans Herz gewachsen.« Aber das kann man schließlich jetzt jeden Sonntag haben. Der festliche Anlaß verlangt etwas besonderes. Und so wurde denn eine literarische Beilage hergestellt, die oben ein Stimmungsgedicht an den Paprika—Schlesinger, unten eine Novelle von Arthur Schnitzler enthielt. Zur Erhöhung der Pikanterie fehlte in dem größten Teile der Auflage der Schluß der Novelle, und der Leser mußte sich an dem Gedichte des Paprika—Schlesinger, das vollständig war, schadlos halten. Von einem Proteste des Dichters — oder seiner fünf Kritiker — gegen diese feinsinnige Plazierung und die technische Sorgfalt, die der Novelle — von der 'Neuen Freien Presse' gewidmet ward, hat noch nichts verlautet. Dagegen soll der Paprika—Schlesinger sich bei der Administration über die seltsame Zusammenstellung beschwert haben. Die Stimmung, die das Gedicht erzeuge, werde durch den andern Beitrag zerstört. Die Ausfälle Schnitzlers gegen das Militär seien der Firma höchst peinlich gewesen. »Wie?« — schloß das Schreiben — »Oberm Strich müht sich unser Hausdichter ab, in klingenden Versen die Herren Offiziere für unsere Reit— und Jagdstiefel zu interessieren, und unterm Strich deutet Schnitzler an, daß die Kadettenschüler hinausgeworfene Gymnasiasten sind? Möge die geschätzte Administration nicht vergessen, daß das Blatt ohne die Dichter leben kann, aber nicht ohne die großen Geschäftsfirmen!«

* * *

Ich erhalte die folgenden Zuschriften:

Geehrter Herr! Ihr geschätztes Blatt sollte sich doch einmal mit der Person des Herrn Regierungsrates Neumann beschäftigen. Das ist doch entschieden eine der interessantesten Persönlichkeiten der Wiener Gesellschaft.

Ein Leser.

*

Euer Wohlgeboren! Als guter Freund rate ich Ihnen, Herrn Regierungsrat Neumann in ihrem gesch. Blatte nicht zu attackieren. Es könnte vielleicht für Sie Folgen haben, die Sie selbst nicht voraussehen.

Spectator.

*

Herr Regierungsrat Neumann: Ich bin nicht näher über ihn informiert. Aber gegen ihn spricht: 1. daß er Leiter des finanziellen Teiles des 'Fremdenblatt' ist, 2. daß sich niemand in Wien erinnert, von ihm, der eine große Rolle in der »Concordia« spielt, schon zehn Zeilen Gedrucktes gelesen zu haben, 3. daß er der journalistische Vertrauensmann des Herrn v. Taussig ist, 4. daß er

deshalb Regierungsrat wurde, 5. daß man sich in Wien darüber den Kopf zerbricht, in welchem Verhältnisse sein fürstliches Einkommen zur Dividende der »Elbemühl« steht, 6. daß er mich seit der Gründung der 'Fackel' besonders freundlich grüßt, und endlich 7. der Brief des Herrn Spectator, in dem ich eine ganz neue Art, Angriffen oder — wie der Herr es nennt — »Attacken« vorzubeugen, erblicke. Sonst ist mir über Herrn Regierungsrat Neumann nichts Nachteiliges bekannt.

* * *

Liebe Fackel!

Gräfin Lonyay fuhr vor kurzer Zeit nach Pest und bestellte sich mit dem Rechte, das eben jeder dafür zahlende Passagier hat, ein reserviertes Coupe I. Klasse.

Einige Tage später kam an die Direktion der Staatseisenbahn—Gesellschaft ein geharnischtes, höchsteigenhändiges Schreiben des Grafen Lonyay, worin er sich bitter beschwert, daß seiner Gattin nicht der *Hofwartesaal* geöffnet wurde, sondern daß sie — *horribile dictu* — den »gewöhnlichen« I.—Klasse—Wartesaal benutzen mußte.

Um ein derartiges, wirklich höchst sonderbares Vorkommnis in Zukunft zu vermeiden, empfiehlt es sich, daß bei der nächsten Direktorenkonferenz die geschäftsführende Verwaltung den Antrag stelle: »Es seien auf allen Wiener Bahnhöfen *zwei* Hofwartesäle einzurichten, wovon einer im Sinne der diesbezüglich geltenden Bestimmungen für die Mitglieder des Kaiserhauses zu reservieren sei ... «

?

*

Liebe Fackel!

Du hältst Herrn *Noske* nicht für einen berufenen *Vorkämpfer* des Liberalismus? Lass' ihn doch auch gelten! Herr Otto Erich Hartleben sagt ja nicht mit Unrecht in seinem »Rosenmontag«: »Es kann nicht bloß Offiziere, es muß auch *Versicherungsagenten* geben.« !

* * *

[*Personal—Nachrichten.*] Moriz *Handl*, der aus Nr. 47 der 'Fackel' bekannte frühere Londoner Korrespondent der 'Neuen Freien Presse', wird den Neujahrstag in Wien bei Benedikt & Bacher zubringen, um mit ihnen einig zu werden, ob seine derzeitigen Berichte aus Berlin des besseren Inkognito wegen mit m. h., M. H. oder Dr. H—l signiert werden sollen. Die Rückreise wird *Handl* via London machen, um dort die stockbrokers J. Mayer and Co. bezüglich der Kleinigkeit von 8562 Pfd. Sterling 10 Shilling zu *interviewen*. — Am zweiten Weihnachtstage russischen Stils wird Angelo *Eisner von Eisenhof* in der russischen Kirche (Rennweg) anlässlich der Wiedergenesung des Zaren die russische Volkshymne singen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Jurist. Zu dem Geschwornenurteil im Prozeß Steinwender—Pacher und anderen Jury—Urteilen der letzten Zeit bemerken Sie, es habe von allem Anfang an nicht an Warnern gefehlt, die das aus englischen Verhältnissen hervorgegangene, auf englischem Bürgersinn und Ordnungsprinzip fußende Institut für das politisch und national zerklüftete Österreich als unannehmbar hinstellten. Der trostlose Zustand der josephinischen Kriminalgerichtsordnung rief aber doch Reformbestrebungen hervor, die sich den französischen Strafprozeß, wie er in dem Code d'Instruction criminelle von 1808 ausgebildet ist, zum Vorbilde nahmen. Zu positiven Erfolgen konnten indes diese Bestrebungen erst infolge der Bewegung des Jahres 1848 gelangen. Vorerst wurde die Jury in Preßsachen eingeführt, dann stellte die Reichsverfassung vom 4. März 1849 die Prinzipien des neuen Strafprozesses auf und gewährleistete die Schwurgerichte. Jedoch schon am 11. Januar 1852 wurden die Schwurgerichte wieder abgeschafft; seit 1861 bis 1872 wurden dann nicht weniger als 10 neue Entwürfe einer Strafprozeßordnung eingebracht, bis endlich Glaser die jetzt geltende Strafprozeßordnung im Jahre 1873 durchsetzte. Wie wenig Vertrauen übrigens dieser berühmte Rechtslehrer den neu aktivierten Geschwornengerichten entgegengebracht habe, gehe aus den folgenden charakteristischen Stellen seines bekannten Erlasses an die Staatsanwaltschaften vom 25. November 1873 hervor: Die Vorträge sollen auf den VERSTAND der Geschwornen einwirken, sie ZUR DENKENDEN Beurteilung des Beweismaterials anleiten ... es muß ihnen immer von neuem eingepägt werden, daß sie nicht das Recht haben, Willkür zu üben, vermeintliche Mängel der Gesetze zu verbessern, ihren politischen, nationalen, religiösen Anschauungen Geltung zu verschaffen ... solle nicht die Sicherheit des Ganzen und die jedes Einzelnen schwer gefährdet werden ... — Die Erfahrung lehrt leider, meinen Sie, daß die Geschwornengerichte längst verlernt haben, die Glaser'schen Ermahnungen zu beherzigen. Es sei z. B. bei bäuerlichen Jurys zur Regel geworden, jeden wegen Brandlegung oder Pferdediebstahls Angeklagten unbedingt schuldig zu sprechen und auf diese Weise die theoretisch längst abgeschaffte, praktisch nicht umzubringende Abschreckungstheorie ausgiebigst anzuwenden. Dasselbe gelte in Städten für zweifelhafte Börsenoperationen, wogegen sich Defraudationen und Bauschwindel sehr weitgehender Rücksichtnahme erfreuen. In Preßsachen gelte — siehe 'Kikeriki' und 'Glühlichter' — schon lange der römische Grundsatz: Si duo faciunt idem, non est idem. — Nun, im Falle Steinwender—Pacher ließe sich allerdings das Absehen von einem formal gelungenen Wahrheitsbeweis als ein gesundes Gefühl der Volksrichter rechtfertigen, die eben Übertreibungen im Ton nicht ahnden wollen, wo ihnen eine gerechte Sache verfochten scheint. Herr Pacher hat wohl den stringenten Beweis, daß Herr Steinwender ein Mameluk der Regierenden sei, nicht erbringen können, und der Beweis einer derartigen Behauptung läßt sich wohl überhaupt nie erbringen. Aber das instinktive Erkennen, daß hier ein Abhängiger, der seit Jahren den Volksmann spielte, entlarvt worden sei, mag die Geschwornen bei ihrem Verdikt wirklich geleitet haben. Und so ungeheuerlich es auch dem Juristen scheinen mag, ein Gericht, das kein Erkenntnisgericht ist, muß nicht immer aller Erkenntnisse bar sein ... Unanfechtbar bleibt, wie immer, nur die Schurkerei der liberalen Presse, voran natürlich der neuen freien. Der Gede mütigte wird in den Staub getreten, der Verurteilte erweckt ihre Entrüstung, und jetzt, da Steinwender »vom Blitze gefällt« ist, machen sie ihren Donner dazu.

Herrn Gemeinderat Lucian Brunner, Bekämpfer der Ausbeutung. Gestatten Sie mir, daß ich Ihre geschätzte Aufmerksamkeit auf die skandalösen Zustände in einer WIENER ZEITUNGSREDAKTION lenke, deren Bekämpfung Pflicht eines jeden ehrlichen DEMOKRATEN ist. In dieser Redaktion werden — ein Novum in der Geschichte der Ausbeutung durch die Presse — die Redakteure fast durchwegs nur von Woche zu Woche engagiert und wöchentlich bezahlt, so daß sie jeden Samstag gewärtig sein müssen, aufs Pflaster geworfen zu werden. Diese Wochenlöhne betragen — für eine vielstündige anstrengende Arbeit — 12 bis 14 fl. Einer der Herren, der täglich bis 8 Uhr abends in jener Redaktion beschäftigt ist, erhält 10 fl. wöchentlich. Dem sauberen Chefredakteur fehlte ein Redakteur des Gerichtssaales; er ließ sich einen — akademisch gebildeten und journalistisch versierten — Herrn kommen und bot ihm die Stelle an; aber gegen Zeilenhonorar. Dieses beträgt 2 bis 3 kr. Als der arme Teufel um ein — wenn auch noch so kleines — Fixum bat, schnauzte ihn der Chef an: »Ja, wollen die Herren auch noch einen Pensionsfonds?« Geradezu entsetzlich ist die Lage der Austräger. Sie erhalten für ihre vielstündige Tagesarbeit, die es ihnen unmöglich macht, einen Nebenverdienst zu finden, 3, sage drei Gulden für die Woche. Mit Tränen in den Augen erklärte jüngst einer von ihnen, ein verwendbarer und intelligenter Mensch, wenn es so weiter gehe, bleibe ihm nichts wie Selbstmord übrig. Nehmen Sie dazu, daß die Zeitung, von der hier die Rede ist, sich RADIKAL—DEMOKRATISCH nennt und jede AUSBEUTUNG RÜCKSICHTSLOS zu bekämpfen vorgibt, bedenken Sie ferner, daß der Chef vielfacher Millionär ist, daß er in seinem Organe die widerlichste Selbstberäucherung seiner Persönlichkeit betreibt, daß er selbst herum erzählt, er halte das Blatt in der gegenwärtigen Gestalt nur während der Wahlzeit, um ein Mandat zu kriegen — so werden Sie begreifen, daß hier sofort Remedur geschaffen werden muß. Sie, und kein anderer als Sie, hochverehrter Herr Gemeinderat, sind berufen, hier schleunige Abhilfe in echt demokratischem Sinne zu treffen, denn das erwähnte Blatt heißt 'VOLKSSTIMME' und sein Chefredakteur und Eigentümer LUCIAN BRUNNER.

Bürger in Holleschau. Sie fragen, wo die Fortsetzung des Gerichtssaalberichtes bleibt, den die 'Neue Freie Presse' neulich über ein »Nachspiel zu den Holleschauer Exzessen« gebracht hat? Zum Schluß fand sich damals die Bemerkung »Fortsetzung im Morgenblatt«. Da nun die Fortsetzung bisher nicht erschienen ist, möchten Sie am liebsten gleich allerlei vermuten. Nun, es ist ja doch wirklich möglich, daß die 'Neue Freie Presse' einmal nicht aus Unanständigkeit schweigt, sondern aus Schlamperei. Was sollte das Blatt in der Holleschauer Affäre geflissentlich zu verschweigen haben? Die Folgen eines Zwistes zwischen einem Bezirksadjunkten und einem jüdischen Ortsinsassen? In einer solchen Affäre ist doch die Stellung der 'Neuen Freien Presse' von vornherein gegeben. Vielleicht befand sich der Schluß des Berichtes just auf jenem Blatte, das in einer der letzten Nummern der 'Neuen Freien Presse' infolge eines technischen Malheurs einfach ausgefallen war.

Jingo. Im Anschluß an ein Zitat aus einem Leitartikel, den die 'Neue Freie Presse' über die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten gebracht hatte, schrieb die 'Ill. Staats—Zeitung':

»So viel Unsinn in so wenigen Zeilen! — — Ein Blatt von der Bedeutung der 'Neuen Freien Presse' sollte besser unterrichtet sein und in ihrer Redaktion wenigstens einen Menschen haben, welcher die amerikanischen Zustände und Einrichtungen genügend kennt, um sie vor so auffälligen Schnitzern zu bewahren, wie sie von diesem Weltblatt so häufig bei Besprechung amerikanischer Angelegenheiten gemacht werden.«

Die Ansichten, die die 'Neue Freie Presse' damals über die politische Stellung OTTENDORFERS geäußert hat, mußte sie jetzt, da er gestorben, in einem Feuilleton selbst berichtigen. Sie hatte ihn für einen Führer der ihr sympathischen korrupten Republikanerpartei gehalten, nahm aber neulich von Herrn Prof. Gomperz die Belehrung an, daß Ottendorfer die Kandidatur des antikorruptionistischen Demokraten Cleveland unterstützt habe.

Herrn Palmer, Direktor der Länderbank. Bitte sich in Zukunft etwas mehr um die Bank und etwas weniger um Theaterangelegenheiten zu kümmern. Wenn Sie beweisen wollen, daß zwischen Ihnen und früheren Direktoren der Länderbank ein Unterschied sei, so können Sie ja z. B. darauf dringen, daß die Achtmillionen—Affäre — oder fehlen neun? — endlich aufgeklärt werde, und müssen nicht gerade auf dem Gebiete des Theaters Ihren Einfluß entfalten. Lassen Sie sich's mit dem Ruhme genügen, daß es Ihnen gelungen ist, Frau Schrott, die Schmollende, aus Paris im Triumphe einzuholen und bis München zu bringen; Herr Wilhelm Singer ärgert sich ohnehin mehr als ihm zuträglich ist, daß er es bloß zu einem Brief der Frau Schrott gebracht hat. Können Sie sich mehr wünschen, als daß die Theaterzensur Ihnen zuliebe, wie sie's kürzlich tat, in einem Stück das Wort »Alpine Montan« streicht? Was geschehen ist, ist geschehen. Aber setzen Sie nicht Ihren Ehrgeiz darein, ALLE FÄDEN SÄMTLICHER HOFTHEATERINTRIGEN in Ihrer Hand vereinigen zu wollen. Neuestens scheinen Sie inoffiziell gar die Leitung der Generalintendanz übernommen zu haben. Anstatt aber die faulen Zustände, die dort herrschen, zu sanieren, protegieren Sie die Nutznießer dieser Fäulnis. Mehr denn je treibt der bekannte Theaterpascha WLASSACK sein Unwesen. Ein Eingeweihter versichert mir, man tue unrecht, die Kassierer der beiden Hoftheater dafür verantwortlich zu machen, daß Karten nie zu haben sind. Jedes von den Stammsitzabonnenten nicht behobene Billett muß zur Intendanz wandern, und Herr Hofrat Wlassack ist es, der darüber willkürlich verfügt. Während das Publikum für teures Geld keine Plätze erhält — es wird auch nach der Einführung des unsinnigen Postanweisungssystems keine erhalten —, teilt Herr Wlassack an seine Freunde und Freundinnen — man kann sie bei jeder Premiere auf den besten Plätzen sehen — Freikarten aus. Vor einiger Zeit wurde Herr Wlassack nahegelegt, um seine Pensionierung anzusuchen. Er aber hatte die Geistesgegenwart, sich an Sie, den alles Ausgleichenden, zu wenden. Und Sie wußten auch hier Ihren Einfluß geltend zu machen. Es gelang Ihnen, die maßgebenden Personen zu bestimmen, von der sofortigen Beseitigung des Theaterpaschas abzusehen und ihm noch eine Frist von zwei Jahren zu gönnen, damit er nach Zurücklegung der vollen vierzigjährigen Dienstzeit die ganze Pension beziehen könne. Bis dahin müssen sich eben das Publikum und die Beamten der Generalintendanz noch manches gefallen lassen ... Die Protektion des Herrn Wlassack sei Ihre letzte theaterreformatorische Tat. Schon haben Sie sich eine Schlappe geholt, und Ihr Ehrgeiz, in Theaterdinge dreinzureden, ist an der harten Stirne des Direktors Mahler gescheitert. Sie haben es trotz allem Wühlen beim Obersthofmeisteramt nicht durchzusetzen gewußt, daß Herr Mahler sein Einlaßverbot für Wagner—Opern zurückziehe oder wenigstens Sie als einzigen Störer auch nach Beginn der Vorstellung auf Ihren Orchestersitz lasse. Genug des Theatertreibens, und möge im Bereiche Ihrer Interessen die Kulisse wieder die Kulissen verdrängen! Wenn Sie nächstens zu einer Wagner—Oper zu spät kommen, soll man glauben, daß Sie sich im Büro der Länderbank verspätet haben.

Wiener Kritiker. Der »Klassizismus«, den Herr v. Wilamowitz bekämpft, ist das Verständnis griechischen Lebens und griechischer Kunst, das Winckelmann und Lessing den Deutschen erschlossen haben, Goethe ihnen vertiefte.

Daß in der Ära Dukes', Mosses und Scherls dem Klassizismus nicht mehr aufgeholfen werden kann, ist eine Überzeugung, die auch dann nicht erschüttert wird, wenn gerade in der Textbeilage zu Dukes' Annoncenanzeiger der Goethe'sche Geist unnütz zitiert wird. Freilich muß nicht jeder zu Dukes' Fahne schwören, der uns die Griechen anders verstehen lehren will, als Goethe sie kannte; das hat ja auch ein Jacob Burckhardt, Nietzsche, Rhode versucht. Herrn v. Wilamowitz aber werfe ich eben vor, daß er ein Modernisierer der Griechen im Sinne seichter Anschauungen unserer Zeit ist. Von seinem Streben, dort oberflächliche Ähnlichkeiten hervorzuheben, wo es sich um die Erkenntnis tiefster Gegensätze handelt, zeugt jede seiner Schriften, die allerdings den Wiener Kritikern in vier Wochen unmöglich vertraut werden konnten. Von dem Laster moderner Analogien, die alles verdunkeln, haben sich wohl auch feinere Köpfe als Wilamowitz nicht strenge ferngehalten. Unangenehm genug macht es sich beispielsweise in den Anmerkungen breit, die Theodor Gomperz seiner glänzenden Abhandlung »Zu Heraklits Lehre« beigelegt hat. Aber nirgends ist diese gefährliche Neigung so sehr ausgeartet, wie in den Schriften des Herrn v. Wilamowitz. Und darum meinte ich: wenn wir schon die Griechen, die der große Heide Goethe liebte, nicht behalten sollen, so wollen wir jedenfalls keine mit Spreewasser getauften für sie eintauschen. Man konnte nicht ernstlich fordern, daß ich in einer kurzen Notiz über die Kritik der Orestie—Aufführung des Burgtheaters nebenbei auch noch den Laien über das Wesen des Griechentums und die Wissenschaft des Herrn v. Wilamowitz belehre. Ich begnügte mich mit zwei Sätzen, die einen sachlichen Kern mir eben vermuten ließen. Natürlich gibt es dann Leser, die sich auf ihre Weise dafür rächen, daß sie so harte Nüsse knacken sollen, und mich nicht verstehen. Ich nehm's nicht übel; ich weiß ja, es handelt sich um kein böswilliges Nichtverstehenwollen, sondern um ein ehrliches Nichtverstehenkönnen. Diese Ehrlichkeit will ich gerne damit lohnen, daß ich Ihre merkwürdige Zusage an mich, die SIE als vertraulich behandeln zu wollen geloben, auch meinerseits als vertraulich behandle und Ihren Namen nicht nenne.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **K a r l K r a u s.**
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

